

Die Assimilation - der Feind jüdischer Werte

*

Inflation in Rumänien

*

Ein ungewöhnliches Frauenschicksal

*

An Exodus' passengers stormy sail

Chernowitzer Persönlichkeiten: Erwin Chargaff

In der Wissenschaft brilliert - vom Leben geträumt

Erwin Chargaff wurde am 11. August 1905 in Czernowitz, das damals zu Österreich-Ungarn gehörte, als Sohn des Bankiers Hermann Chargaff und seiner Frau Rosa Silberstein Chargaff geboren.

1914 zog die Familie nach Wien, wo Erwin das bekannte Maximilian-Gymnasium besuchte. Er zeigte flammendes Interesse an deutscher Lyrik und Literatur und begann selbst Texte zu verfassen, die von Wiens führendem Kulturkritiker Karl Krauss beeinflusst waren. Er absorbierte naiv dessen apokalyptische Visionen einer korrupten Wiener Führungsschicht und schloß sich dessen Wehklage an, daß der Glanz der österreichischen Kultur und Literatur zu verschwinden drohte. Er eiferte Krauss schriftstellerisch nach und erhoffte sich selbst eine glänzende Karriere als Literaturkritiker.

Aber die große Inflation von 1923 sollte ihm einen Strich durch seine Karrierepläne machen und statt einer brotlosen Schreiberkarriere wählte er einen Beruf, der sein Einkommen sichern sollte: Er suchte sich das Fach Chemie aus, in dem er gute Chancen für eine Anstellung in der chemischen Industrie witterte.

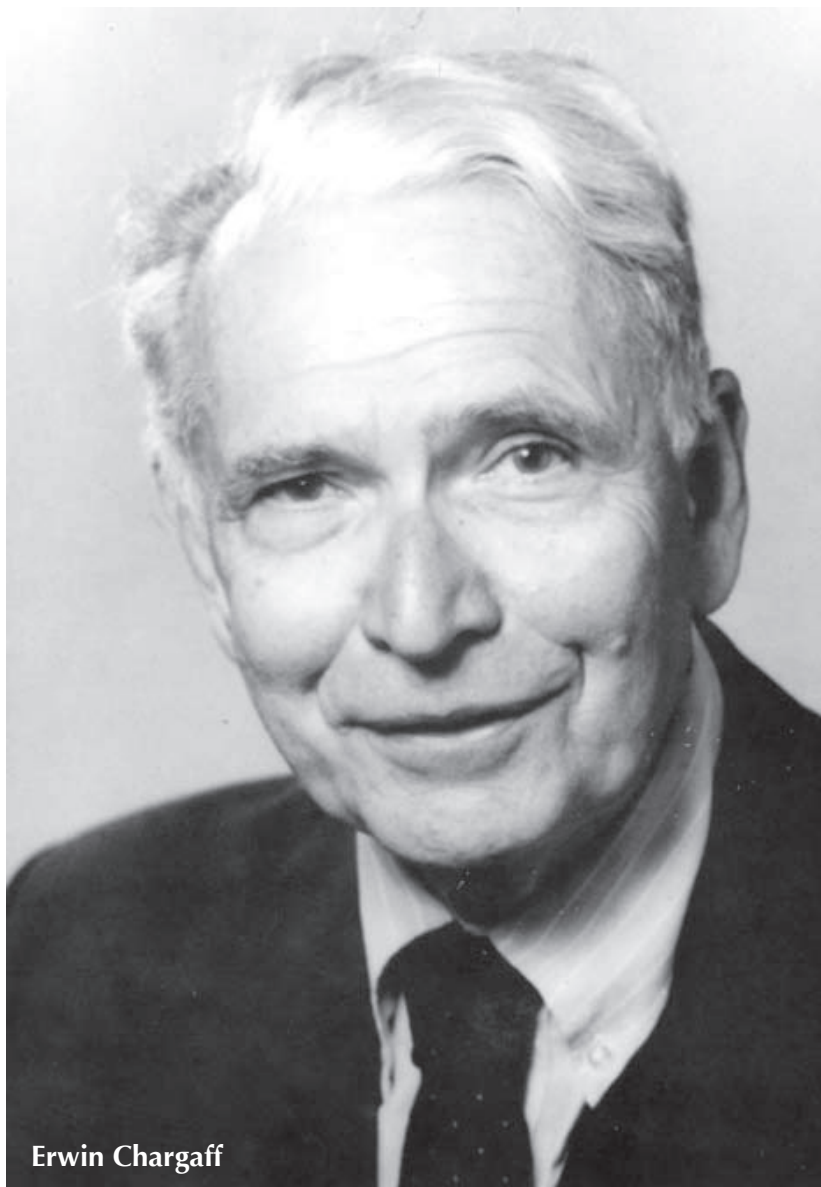
Er promovierte 1928 in analytischer Chemie an der Technischen Hochschule von Wien und ging danach zu einer postdoktoralen Forschung nach Amerika an die Yale Universität, wo er sich mit den Lipiden des Tuberkulosebakteriums befaßte. Trotz zahlreicher Job-angebote in den

USA, zog es Chargaff zwei Jahre später zurück nach Europa. Wie er später in seiner Biographie sagte, sei er von einem „Kulturschock“ in den U.S.A. übermannt worden. Die Lebensumstände während der Prohibition und der

Für zwei einhalb Jahre genoß Chargaff, wie er selbst sagt, „die besten Jahre seines Lebens“ als Privatdozent am Hygienischen Institut der Friedrich-Wilhelm-Universität Berlin, wo sein Vorgesetzter Martin Hahn seine Erfahrungs-

rischen Wissen beeindruckt. In wöchentlichen Colloquien traf er wissenschaftliche Choriphäen wie die Nobelpreisträger für Chemie Fritz Haber und Otto Warburg, sowie andere Wissenschaftler, allen voran, Albert Einstein, Max von Laue, James Franck, Max Planck, Walter Nerst und die ebenfalls aus Wien stammenden Lise Meitner und Erwin Schrödinger. Er genoß in vollen Zügen das lebendige kulturelle Leben, für das die Weimarer Republik bekannt war. Er war davon überzeugt, daß er in Berlin einen geeigneten Platz für seine wissenschaftlichen Forschungen und für seine hoch gesteckten kulturellen Ziele gefunden hatte, ein Platz, der sogar besser und leuchtender erschien als sein geliebtes Wien. Als er 1933 seine Habilitationsschrift abgab als Voraussetzung, um als Universitätsprofessor zugelassen zu werden, hatte sich die politische Szenerie in Berlin abrupt verändert, denn die Nazis bekamen von Tag zu Tag mehr Macht und Einfluß. Er erkannte, daß er als Jude keine Zukunft in Nazi-Deutschland haben würde und akzeptierte deshalb eine Einladung ans *Pasteur Institute* in Paris.

Nach zwei Jahren am Institut in der französischen Hauptstadt, die Chargaff nachher in seiner Biographie als „dekadent“ bezeichnete, suchte er erneut nach einer beruflichen Herausforderung. Einerseits war es für einen Ausländer



Erwin Chargaff

wirtschaftlichen Depression hatten ihm ebenso zugesetzt wie der Provinzialismus an der Yale Universität in New Haven, Connecticut.

gen aus Wien und Yale in bakterieller und analytischer Chemie sehr schätzte. Sein Umfeld war von Chargaffs kultivierten Manieren und seinem litera-

(Fortsetzung auf S.2)

In der Wissenschaft brilliert - vom Leben geträumt

(Fortsetzung von S.1)

fast unmöglich die wissenschaftliche Karriereleiter in Frankreich zu erklettern und andererseits wurden Forschungsprojekte damals gar nicht oder schlecht finanziert. Außerdem machte sich auch in Frankreich mittlerweile der Einfluß der Nazis bemerkbar. Die Straßen waren voll von Flüchtlingen und das politische Klima veränderte sich zusehends. Chargaff suchte mit Hilfe des Europäischen Büros der *Rockefeller Foundation* einen neuen Job in England - doch vergebens.

Er fand letztlich eine Forschungsstelle an der *Columbia University* in New York, wo er in der Abteilung für Biochemie eine steile Karriere machte. Er erforschte die DNA.

Erwin Chargaff war zwischen 1970 und 1974 Vorsitzender der Abteilung und erhielt 1975 die nationale amerikanische Wissenschaftsmedaille für herausragende Leistungen. Trotz seiner glänzenden wissenschaftlichen Laufbahn

in den Vereinigten Staaten von Amerika, fühlte er sich stets enturzelt und deplaziert. Er war gefangen in seinen europäisch verwurzelten kulturellen Werten, die es ihm gesellschaftlich in den USA schwer machten.

In den letzten zwei Jahrzehnten seines Lebens begann Chargaff sich wieder dem Schreiben zuzuwenden. Er schrieb Bücher in deutscher Sprache und wurde häufig im Radio und im Fernsehen in Europa interviewt. 1996 brachte ein österreichischer Filmemacher einen Dokumentarfilm über Erwin Chargaffs spannenden Lebensweg heraus.

Am 20. Juni 2002 verstarb Erwin Chargaff 96jährig in seinem New Yorker Domizil an der Central Park West, wo er beinahe sieben Jahrzehnte gewohnt hatte, nicht ohne sein ganzes Leben lang von seiner geliebten verlorenen Welt in den Zwischenkriegsjahren in Europa geträumt zu haben.

bra

Zu Purim

Die Assimilation - der Feind jüdischer Werte

Eine der spezifisch für Purim geltenden Vorschriften ist die Mizwa von „Mischloach Manot“. Sie besagt, daß wir an jemanden anderen zwei Sorten von Lebensmitteln schicken sollen. Einer bekannten Erklärung zur Folge geht diese Mizwa darauf zurück, daß wir mit ihr ein Vergehen sühnen, das eine Reihe von Juden zur Zeit der Purim-Ereignisse begangen haben.

Wie die Estherrolle berichtet, ließ Ahaschwerosch, der persische König, eine Reihe großartiger Gelage geben, wobei das Essen und die Getränke natürlich nicht koscher waren. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die von seinen Vorgängern geraubten heiligen Geräte des Tempels in Jerusalem, die er nun in Gewahrsam hatte, benutzt und profaniert. Trotzdem nahm so mancher Jude an diesen Gelagen teil und aßen auch von den nichtkoscheren Speisen, die reichlich gereicht wurden.

Nun wird Purim bekanntlich in Erinnerung an den Sturz Hamans gefeiert; und Hamans Ende kam, nachdem die Juden ihr Vergehen aufrichtig bereut hatten und zu Gott zurückgekehrt waren. Die Festlichkeiten schließen spezifisch die Mizwa von „Mischloach Manot“ ein, das Senden von Lebensmitteln; damit sollen wir unserer eigenen Gottergebenheit Ausdruck verleihen, besonders aber der getreuen Observanz seiner Kaschrut-Gesetze.

Weiterhin läßt sich aber noch eine tiefere Erklärung für diese Vorschrift geben. Persien war damals das mächtigste Reich der Erde. Es konnte sich einer Zivilisation rühmen, die als die fortschrittlichste seiner Zeit galt. Demgegenüber war die Lage der Juden eine, die sie fast zur Verzweiflung brachte. Das Heilige Land und der Tempel lagen in Trümmern. Manche konnten sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe Gott sein Volk im Stich gelassen und einfach vergessen. Es gab sogar Leute, die Berechnungen anstellten, denen zufolge das Exil hätte enden sollen. Und doch war die verspro-

chene Befreiung nicht eingetreten. Wie der Midrasch bemerkt, lieferten gerade diese Ansichten einen Grund mehr für Ahaschwerosch, seine ausschweifenden Gelage abzuhalten und dabei bewußt die heiligen Tempelgeräte zu entweihen.

Unter diesen Umständen glaubten viele Juden, sie könnten die Einladung des Herrschers über dieses mächtige Reich, gerichtet an Vertreter aller Nationen einschließlich der jüdischen, nicht von sich weisen, da sie Angst hatten den Mächtigen vor den Kopf zu stoßen. Die Versuchung war zu groß und es schreckte sie auch nicht ab, daß diese pomphaften Festgelage eine „neue Ära“ völliger Assimilation einleiten sollten. Was sie besonders verleitete, war die magnetische Losung: „Kein Zwang!“ (Esther 1,8). Auf diese Weise machten sich sich gar zu Helfershelfern bei der Entweihung der heiligen Geräte des Tempels.

Symbolisch nun stand diese Profanierung für die Entweihung der göttlichen Seele selbst, die doch eigentlich das „Heiligtum“ jedes einzelnen Individuums ist. Zweck und Aufgabe der Seele, als göttlicher Funke, ist es, die Umwelt mit dem Lichte der höchsten göttlichen Ideale zu erhellen. Nicht nur also, daß diese Juden schwach waren und die Mission ihrer Seelen auf der Erde nicht erfüllt hatten - sie gaben durch ihre Teilnahme am Gelage noch weiteren Ansporn für die Kräfte von Assimilation und Finsternis.

Dadurch, daß sie die „Speisen“ des Ahaschwerosch zu sich nahmen, vergifteten sie gleichzeitig Körper und Seele.

So soll Purim, das wir in diesem Jahr am 11. März 2017 feiern, uns daran erinnern, daß wir uns vom äußeren Glanz fremder Zivilisationen nicht betören lassen sollen. Allen Reizen, die uns zwingen unsere Bräuche aufzugeben und unsere Gesetze zu mißachten, sollen und müssen wir aktiven Widerstand leisten. Denn die Assimilation ist bis heute der Feind unserer Werte.

Dr. William Stern

Unverhofftes Wiedersehen

Es war am Jom Hashoah, am 27. Januar 2017, als Jaffa Kaplowitz völlig unverhofft eine lang vermißte Cousine wieder fand.

Sie saß vor dem Fernseher und hatte sich die Übertragung aus der Jerusalemer Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem angesehen, als sie plötzlich Zehava Roth sprechen hörte. Die begann ihre Rede mit der Geschichte ihrer Familie als Tochter von Mosche und Chana Brodman.

Jaffa Kaplowitz wurde hellhörig, denn auch sie war die Tochter eines Brodman, Hersch, dem Bruder von Mosche.

Jaffa Kaplowitz bat darauf Magen David Adom (MDA) um sofortige Mithilfe. Die recherchierten und fanden heraus, daß die beiden Frauen direkte Cousinen sind und in Israel

leben. Als Erstes telefonierten die beiden stundenlang miteinander, dann trafen sie sich persönlich.

Der MDA kontaktierte zudem entfernte Verwandte in den USA, die noch in diesem Jahr zu einem Familientreffen nach Israel kommen werden. „Seit ich vier Jahre alt war, habe ich geglaubt, daß ich die einzige Überlebende der Seite meines Vaters bin. Jetzt ist es ein wundervolles Gefühl zu wissen, daß ich nicht alleine bin und ein großer Trost für mich.“

efg

Geflügelte Worte

In Dir muß brennen, was Du in anderen entzünden willst.

Augustinus

*

Denken ist schwer, darum urteilen die meisten.

Carl Gustav Jung

Inflation in Rumänien

Wir hatten den Zweiten Weltkrieg schon überstanden, doch das Leben war sehr schwer, es fehlte an allem, nichts funktionierte, und wir waren mittlerweile total verarmt. Durch den Verkauf von Hausrat - Einrichtungsgegenständen, Kleidung und Wäsche - konnten wir uns mehr schlecht als recht über Wasser halten. Doch wir waren schon fast am Ende. Im März 1946 gelang es uns, legal von Czernowitz nach Bukarest auszureisen, und wir hofften, daß wir es dort leichter haben würden.

Leichter war es dann zwar nicht, aber es war anders.

Wir fanden gleich Arbeit. Mein Mann als Buchhalter und ich in meinem Beruf in einem Goldschmiedebetrieb. Schmuckverarbeitung gab es damals fast überhaupt keine, aber mein Chef war sehr erfindungsreich und hatte die glorreiche Idee, einen Schmelzofen zu bauen, in dem er das von den Kunden mitgebrachte Bruchgold verfeinerte, und aus dem entstandenen Feingold allerlei Gebrauchsgegenstände fertigte, wie zum Beispiel Knöpfe, Bestecke oder Gürtelschnallen. Man konnte diese Gegenstände nicht als Feingold erkennen und somit war es einfach, sie ins Ausland zu verbringen. Jeder wollte auswandern, nach Palästina oder in die USA. Natürlich handelte es sich bei den Ausreisewilligen um Leute, die Geld hatten, amerikanische Dollars oder Gold.

Diejenigen, die für ihre Arbeit mit rumänischem Geld bezahlt wurden, konnten nicht davon leben, denn es herrschte eine sogenannte „galoppierende Inflation“. Hatte man heute etwas verkaufen müssen, um Lebensmittel zu kaufen, mußte man für den Rest, der einem verblieben war, unmittelbar etwas anderes kaufen, denn am darauffolgenden Tag würde das Geld schon viel weniger Wert sein. Jeder kaufte

und verkaufte. Man tat einfach alles, um nicht über Nacht auf seinem fast wertlosen Geld sitzen zu bleiben.

Der Schmelzofen mit den gesundheitsschädlichen Dämpfen arbeitet ununterbrochen, seine Ausdünstungen hingen wie Bleiwolken in der Luft und ich fühlte mich die ganze Zeit über schlecht, litt an Gleichgewichtsstörungen, Übelkeit und Kopfschmerzen. Doch ich hielt durch und lernte langsam die Tricks dieses wilden Handels. Der Laden, in dem ich arbeitete, lag in einer Passage im Zentrum der Stadt, viele kamen aus der Provinz, alle suchten nach Wegen, um ihr mühsam erlangtes Vermögen ausführen zu können.

Eines Tages betrat ein Mann den Laden. Wir wollten schon schließen, doch er bat, noch angehört zu werden. Mein Chef musterte den Mann und wandte sich dann an mich: „Sprich Du mit ihm, er sieht nicht aus, als ob er Geld hat.“

Der Mann erzählte mir daraufhin folgende Geschichte: Er sei weder Händler noch Spekulant. Er betreibe eine Apotheke in Ploesti, im Zentrum des rumänischen Petroleumhandels. Seine Frau, so stellte sich heraus, war dort Ärztin und verdiente viel Geld. Allerdings hätten sie ein krankes Kind.

Das Ehepaar war nicht mehr jung, ihr Töchterchen war mit einem Herzfehler zur Welt gekommen und war jetzt 12 Jahre alt. Sie hatten in brieflicher Verbindung mit der ganzen einschlägigen medizinischen Welt gestanden, aber bisher keinen Chirurgen gefunden, der bereit war, das Kind zu operieren.

Einige Tage bevor er nach Bukarest in meinen Laden kam, hatten sie endlich eine Antwort von einem schwedischen Krankenhaus erhalten, daß ein namhafter Chirurg dort bereit sei, das Kind zu operieren.

Doch jetzt hatten sie ein neues Problem: Die rumänische Regierung verbot die Ausfuhr von amerikanischen Dollars. Freunde hatten ihnen deshalb geraten, Brillanten und Diamanten zu kaufen, die man leicht im Reisegepäck verstecken und in Schweden zu Geld machen könne. Das erschien ihnen als praktische Lösung des Problems. Deshalb war er nach Bukarest gekommen, um eine Vertrauensperson zu finden, die ihnen helfen konnte, Brillanten zu kaufen.

Aus diesem ersten Gespräch entwickelte sich eine richtige Freundschaft. Mein Mann nahm Verbindung mit Brillantenhändlern und Schleifern auf, die ihm Steine brachten, und, da er sich nicht auskann-

te, schlugen wir ihm vor, die Steine vor dem Kauf, von einem Fachmann schätzen zu lassen. Da antwortete er, er habe schon jemanden, zu dem er vollstes Vertrauen habe, und zwar mich. Solch eine Art von Handel hatte es wahrscheinlich noch nie zuvor gegeben. Sein grenzenloses Vertrauen brachte mich dazu, für ihn so gut und so preiswert zu kaufen, als kaufte ich für mich selbst.

Eines Tages dann war es soweit. Das Ehepaar flog mit dem Kind nach Schweden, nicht ohne uns vorher zu versprechen, uns zu verständigen. Erst viel später erreichte uns die Nachricht, daß sie zurück seien - allerdings ohne ihre Tochter, die die gefährliche Operation nicht überlebt hatte. Zurück blieben zwei alternde Menschen, ohne Hoffnung, die ihren Lebensmittelpunkt verloren hatten.

Wir hatten unsere Provision bei diesem Handel ehrlich verdient. Wie ich anfangs bereits geschildert hatte, war ich von den giftigen Ausdünstungen des Schmelzofens pausenlos krank. Deshalb leisteten wir uns einen Aufenthalt in dem wunderschönen Bergkurort Sinaia, mieteten ein Zimmer in der Nähe des Königspalastes, aßen zu Mittag im berühmten Restaurant Riegler und blieben sechs Wochen zur Erholung dort. Zusehends ging es mir gesundheitlich besser, der ganze Urlaub kostete uns zehn Dollar. Die galoppierende Inflation allerdings konnte nicht mehr gestoppt werden.

Eines Morgens hörten wir im Radio, daß das rumänische Geld nirgends mehr angenommen würde und man in der Bank das alte gegen neues Geld eintauschen müsse.

Wir gingen zum Bahnhof, um nach Hause zu fahren. Da man aber keine Billets für das alte Geld verkaufte, mußten wir ein Papier unterschreiben, in dem wir uns verpflichteten, unsere Fahrkarten zu einem späteren Zeitpunkt zu bezahlen.

Dieses Geld schulden wir noch heute.

Sidi Gross

Wichtige Mitteilung für unsere treuen Leser!

Wir möchten Sie höflich daran erinnern, möglichst bald Ihr **Jahresabonnement für 2017** in Höhe von **200 Shekeln (Inland) und \$75 (Ausland)** zu bezahlen, damit wir auch in diesem Jahr im Stande sind, Ihnen unser traditionsreiches Mitteilungsblatt „Die Stimme“ weiter zu versenden. Wir stehen Ihnen **sonntags bis mittwochs in der Zeit zwischen 9:00 und 12:30 telefonisch** gerne unter der Nummer **03-5226619** zur Verfügung, um Ihr Abonnement der „Stimme“ per Kreditkarte (außer American Express) begleichen können.

Der Weltverband der Bukowiner Juden

Die Czernowitzer Schriftstellerin Klara Blum alias Zhu Bailan

Ein überaus

Klara Blum wurde am 27. November 1904 in Czernowitz in der Bukowina als Tochter einer deutschsprachigen jüdischen Familie geboren. Es war eine bürgerliche und wohlhabende Familie: ihr Vater, Joseph Blum, war Großgrundbesitzer, Bankdirektor und jüdischer Abgeordneter im galizischen Landtag. Ihre Eltern lebten in einer arrangierten Ehe, in der die Mutter, die 27 Jahre jünger als ihr Mann war, sehr unglücklich war, was zur späteren Scheidung führte. Nach der Trennung der Eltern nahm die Mutter Klara 1914 mit nach Wien. Ihr Leben dort verlief sehr unruhig. Da das Sorgerecht für Klara eigentlich ihrem Vater zugesprochen worden war, waren Mutter und Tochter ständig auf der Flucht und hatten in 17 Jahren 19 verschiedene Adressen. In Wien besuchte Klara Blum die Schule, studierte und fing an zu schreiben.

Im Jahre 1923 begann sie ein Psychologie-Studium, das sie allerdings aus finanziellen Gründen abbrechen mußte. Während ihre Mutter, die als Haushälterin arbeitete, sich aufgrund psychischer Probleme oft in einer psychiatrischen Klinik aufhielt, verdiente Klara ihren Lebensunterhalt als Hauslehrerin und gab Privatunterricht. Anfang der 20er Jahre begann sie auch als Journalistin zu arbeiten. Sie schrieb für jüdische und sozialdemokratische Zeitungen sowie Blätter der Arbeiterbewegung, in denen auch Gedichte von ihr veröffentlicht wurden. Ende der 20er wurde sie Mitglied in der Sozialdemokratischen Partei Österreichs. Klara Blum war politisch sehr engagiert und setzte sie sich vor allem für die Frauenemanzipation ein, lieferte Beiträge zur sozialen Lage von Frauen und war überzeugt davon, daß nur durch den Sozialismus die völlige Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau erlangt werden könne.

Während ihrer Zeit in Wien unternahm sie viele Reisen, u. a. nach Italien, Berlin, Czernowitz und Palästina, denn genau wie ihre Eltern war sie überzeugte Zionistin, engagierte sich für die Ziele des Zionismus und berichtete begeistert über die Fortschritte der zionistischen Bewegung. Sie wurde Mitglied des revolutionären Schriftstellerverbandes, der „Internationalen Vereinigung Revolutionärer Schriftsteller“, verließ schließlich 1933 die SPÖ und wandte sich den Kommunisten zu. Im selben Jahr beteiligte sie sich an einem Preisausschreiben des sowjetischen Schriftstellerverbandes, was ihr Leben grundlegend verändern sollte. Denn ihr Antikriegsgedicht „Die Ballade vom Gehorsam“ belegte den 2. Platz, wodurch Klara eine Reise nach Rußland gewann, von der sie nicht mehr nach Österreich zurückkehrte. Klara Blum blieb in Moskau, wo sie als Übersetzerin und Redakteurin für die Literaturzeitschriften „Das Wort“ und „Internationale Literatur“ arbeitete. Sie publizierte dort Gedichte, Essays, Nachdichtungen und Literaturkritiken, außerdem wurden zu dieser Zeit erste Gedichtsbände von ihr veröffentlicht. Zusätzlich

arbeitete Klara Blum als Lehrerin, unterrichtete Deutsch und Französisch und war Mitarbeiterin in der Internationalen Bibliothek, dennoch hatte sie es, genau wie die anderen Exilanten, sehr schwer Ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Obwohl sie eine überzeugte und kämpferische Antifaschistin und Kommunistin war, wurde es ihr als Jüdin im Exil sehr schwer gemacht, und sie machte sich durch ihre äußerst feministische Einstellung Feinde. So wurde sie 1939 aus der Deutschen Sektion des sowjetischen Schriftstellerver-

bandes, dem sie erst 1938 beigetreten war, ausgeschlossen wegen „Disziplinlosigkeit und Hysterie“, blieb aber Mitglied des Schriftstellerverbandes.

Im Jahre 1937 machte Klara Blum eine Begegnung, die den weiteren Verlauf ihres Lebens bestimmen sollte: als Mitarbeiterin der Internationalen Arbeiterhilfe traf sie den chinesischen Schauspieler und Theaterregisseur Zhu Xiangcheng und verliebte sich in ihn. Dies war der Beginn einer totalen, aber hoffnungslosen Liebe. Zhu, der aus Shanghai stammte, hielt sich illegal in Moskau auf und war als chinesischer Antifaschist zu jener Zeit gezwungen, im Untergrund zu leben. Als er nach nur vier Monaten ihrer Bekanntschaft spurlos verschwand, glaubte Klara aufgrund ihrer Überzeugung – sie stand der Politik Stalins relativ undistanziert gegenüber – nicht an einen Zusammenhang mit den Stalinistischen Säuberungswellen, sondern vermutete, daß ihr Freund von der kommunistischen Partei nach China beordert worden war und begann ihn zu suchen. Eine Suche, die bis an ihr Lebensende andauern sollte. In Wirklichkeit wurde Zhu durch sowjetische Behörden als Trotzkist verhaftet und starb Anfang der 40er Jah-



Klara Blum alias Zhu Bailan

Trust in den USA beansprucht Teil des Wertheim-Erbes

Klage gegen die Deutsche Bank

Neuer Ärger für die Deutsche Bank. Wie das „Manager Magazin“ in seiner jüngsten Ausgabe berichtet, hat der „Wertheim Jewish Education Trust“ mit Sitz in Fort Lauderdale, Florida, eine Milliardenklage gegen das Geldinstitut sowie die Schweizer Bank *Credit Suisse* eingereicht. Es geht um den Anspruch auf einen Teil des Erbes der Frankfurter Kaufmannsfamilie Wertheim („KaDeWe“). Der Streitwert beträgt drei Milliarden Dollar. Die Höhe der Summe bemißt sich nach dem geschätzten

heutigen anteiligen Wert des Wertheim-Vermögens.

Die Familie war der Shoah entkommen, da sie schon vor 1933 Deutschland verlassen hatte. Der *Trust* beansprucht nun einen Teil des Erbes der jüdischen Unternehmerfamilie Wertheim.

In der Klageschrift wird behauptet, die Bank weigere sich, jene Einlagen zurückzuerstatten, die die Wertheim-Familie vor der Machtergreifung der Nazis, 1931, bei der Schweizer Kreditanstalt, heute *Credit Suisse*, deponiert hatte.

Diese Konten seien später zur Deutschen Bank transferiert worden.

Die Deutsche Bank „habe sich geweigert, mit den rechtmäßigen Erben des Wertheimschen Familienvermögens in Bezug auf Sicherstellung und Rückübertragung des Vermögens zu kooperieren, das ihnen zusteht“. Somit sei auch die Nutzung der Gelder für karitative Zwecke verunmöglicht worden. Die Deutsche Bank bestreitet die Ansprüche.

Daniel Killy

ungewöhnliches Frauenschicksal

re in einem sibirischen Lager, eine Tatsache, an die sie bis zu ihrem Tod nicht glauben wollte.

Als Klara Blum 1945 schließlich als rumänische Staatsbürgerin aus der Sowjetunion ausgewiesen wurde, gelangte sie über viele Stationen, oft auch zu Fuß und immer auf der Suche nach Zhu, schließlich 1947 nach China, wo sie sich anfangs vollkommen mittellos durchkämpfte und oft Hunger leiden mußte. 1951 wurde sie dann Professorin für deutsche Sprache und Literatur an der Universität Shanghai und wurde ein Jahr darauf nach Nanjing versetzt.

Klara Blum identifizierte sich mit der Politik und den Menschen in China und nahm den chinesischen Namen Zhu Bailan an, der übersetzt „Weiße Orchidee“ bedeutet. 1954 erhielt sie schließlich als überzeugte Kommunistin die chinesische Staatsbürgerschaft und wurde 1953 in den chinesischen Schriftstellerverband aufgenommen. Neben ihrer Lehrtätigkeit arbeitete Klara Blum weiterhin als Schriftstellerin und wirkte ebenfalls an einem Deutsch-Chinesischem Wörterbuch mit. Im Jahr 1957 ging sie letztendlich nach Kanton in die Provinz Guangzhou, wo sie am 4. Mai 1971 starb.

Klara Blum hebt sich in ihrer eigensinnigen, hartnäckigen und kämpferischen Art und Weise sowie mit ihrem unkonventionellen Lebensweg von den anderen Schriftstellern im sowjetischen Exil ab. Zeitzeugen charakterisierten sie als „kämpferisch, überspannt, taktlos, aggressiv, neurotisch bis leicht hysterisch, gar überempfindlich“. Von ihrer zugleich politisch gläubigen wie unangepaßten Art zeugt etwa das Gedicht mit dem Titel „Mit meinem Trotz“, das zwar mit der Verhaftung eines Schädling endet, aber zunächst mit

ungewöhnlicher Direktheit Ächtung und Ausgrenzung beschreibt:

„Ich war in Moskau, war bei den Genossen

Und glaubte mich am Ziel.

Doch unter ihnen

Da saß der Schädling, heimlicher Trotzlist,

Saß herrisch da mit seinem schlaun Kahlkopf, Er maß mich mit dem scharfen Spionblick, Ließ seine schlaue erschlichne Macht mich fühlen.

Er winkte kurz: schließt sie von allem aus.

Und er befahl: für sie gibt's keine Arbeit.

Er warnte tückisch: etwas stimmt da nicht.

Er lächelte: es ist um sie nicht schade.

Und dabei schrie er: ich bin die Partei.

Es blühte rings das schöne Sowjetland,

Und ich war hungrig und war ausgestoßen.

Wohin ich kam, verstummte das Gespräch.

Von wo ich ging, klang auf ein leises Zischen.

Ich lief von Mensch zu Mensch und schrie: „Warum?“ Und jeder schnarrte stumpf nach dem Befehle,

den ihm der Schädling im Geheimen gab:

„Du bist nicht ausgestoßen, nein, das träumst du, Daß du nicht Arbeit kriegst ist einfach Pech. Und alles sonst sind Halluzinationen, Du leidest sichtlich an Verfolgungswahn“.

Klara Blums Werke beinhalten sowohl die Erfahrungen des russischen Exils als auch die Erlebnisse während ihres Lebens in

China. Thematische Schwerpunkte sind die Lösung von der bürgerlichen Welt, Antifaschismus, asketische Hingabe an die Revolution, Emanzipation als deutsche Jüdin und Internationalistin, gleichberechtigte Partnerschaft zwischen Frau und Mann. Wie sich an den Inhalten erkennen läßt, sind die Werke an der eigenen Biographie angelehnt und spiegeln die Überzeugung der Schriftstellerin wider.

Besonders gut läßt sich dies erkennen in ihrem bedeutendsten Werk „Der Hirte und die Weberin“ (1951), in dem sie ihr eigenes Schicksal in Verbindung zu einer alten chinesischen Legende setzt.

Svenja Hofmann

Trotz Asylantrags

Keine Rettung, nirgends

Anfang 2007 blätterte Estelle Guzik, eine Mitarbeiterin des New Yorker YIVO Institute for Jewish Research, in der Akte eines jüdischen Vaters aus dem Jahre 1941. Der Mann hatte verzweifelt versucht, für sich und seine Familie die lebensrettenden Visa zur Einreise in die USA zu erhalten. Unter den rund 24 Millionen Dokumenten, die das YIVO aufbewahrt, finden sich unzählige ähnliche Schriftstücke, jedes ein Zeugnis für Leben, die hätten gerettet werden können – und nicht gerettet wurden.

Doch die Namen in der 80 Seiten umfassenden Akte ließen Guzik stutzen: Otto und Edith Frank, Anne und Margot Frank. Schnell begriff sie, daß diese Akte etwas Besonderes ist. „Diese Schriftstücke von Otto Frank“, so der YIVO-Mitarbeiter Jonathan Brent, „sind von unschätzbarem historischen Wert.“

Die Dokumente haben wirklich geholfen, die Geschichte von Otto Frank als Vater in einem neuen Licht zu sehen.«

Otto Frank, der mit seiner Familie schon 1933 aus Deutschland geflohen war, hatte sich offenbar keinen Illusionen über die Zukunft Europas hingegeben und bereits 1938 beim amerikanischen Konsulat in Rotterdam einen Einreiseantrag in die USA gestellt. Doch spätestens, nachdem diese Unterlagen bei der Bombardierung Rotterdams vernichtet wurden und die Familie keine Chance mehr hatte, die Niederlande zu verlassen, saßen die Franks in der Falle. Kein Land der Welt war bereit, die europäischen Juden zu retten. So wandte sich Otto Frank im April 1941 an seinen Studienfreund Nathan Strauss, einen Geschäftsmann mit direktem Draht ins Weiße Haus. Doch weder Strauss noch Edith Franks in den USA lebender Bruder Julius Holländer konnten helfen. Damit war die Familie Frank dem sicheren Tode geweiht.

Die Filmemacherin Paula Fouce hat die Entdeckung der Akte nun zum Anlaß genommen, einen weiteren Film über die Geschichte der Familie Frank zu drehen. Der Titel der 2015 fertiggestellten und jetzt auf DVD erhältlichen

Dokumentation lautet „Kein Asyl – Anne Franks gescheiterte Rettung“. Er läßt zunächst vermuten, daß hier vor dem Hintergrund der aktuellen Flüchtlingskatastrophe Unvergleichliches verglichen werden soll.

Doch dies tut der Film ausdrücklich nicht. Stattdessen zieht er nur vorsichtige Parallelen. Und er erinnert seine Zuschauer noch einmal daran, daß die meisten Überlebenden der Shoah nur deswegen eine neue Heimat fanden, weil Israel gegründet wurde. Auch in diesem Sinne ist „Kein Asyl – Anne Franks gescheiterte Rettung“ ein notwendiger, aktueller Film.

Christian Buckard

Geflügelte Worte

Je planmäßiger ein Mensch vorgeht, desto wirksamer vermag ihn der Zufall zu treffen.

Friedrich Dürrenmatt

*

Betrug wird manchmal bestraft, Selbstbetrug immer.

Anonymus

An 'Exodus' passenger's

by Maxine Liptzen Dorot

These were the lucky ones, the survivors. They were free and realizing the unimaginable: going to Eretz Yisrael.

David Leibowitz was born in Carpatorus, Czechoslovakia, the oldest of three siblings. His father was a successful tailor and his mother took care of the family and the home. Life was good until the Czechs left and the Hungarians stormed the town after aligning with Germany. Things became perilous, but there was no risk to life until March 1944, when the Germans came marching into the city. At that point, life became a living hell.

David, 13, and his family were exiled to a ghetto until the day after Passover when they were thrown into cattle cars with a hundred others for a grueling three-day journey. Before getting off the train, his mother whispered to him to stand tall and always say that he was 16. These were her last words to him, and her advice later saved his life.

Immediately after arriving at Auschwitz, the "selection" process began and David lost sight of his mother and siblings forever. He managed to stay with his father for two or three days before they too were separated, David being sent to Austria to the Mauthausen concentration camp. During the "selection" there, he found himself on the left, standing with the children. He heard his mom say, "Dudi, do not go with the children!" David jumped to the adult side and followed that group into the camp. There he was given his new name: No. 68511. (In 1993, on a visit to the camp, David learned that those children who had been on the left had been sent to the gas chambers. His beloved mother had saved his life.) He began a journey that movies are made of. Today at age 86, speaking in a strong voice that faltered at times when describing some incredibly harrowing details, David shared his life with amazing acuity. Beatings,

working dawn to dusk building tunnels – this was now his life at the Melk work camp, where one subsisted on meager food rations, fought disease and battled every day to survive. The 10 months he spent there were an eternity and only the strong survived. Going to the infirmary was not an option, since whoever was taken there never came out.

In March 1945, David was moved to the Ebensee work camp; conditions there made even Melk look tolerable by comparison. Then on May 6, 1945, the Americans came and freed the camps, immediately setting up field hospitals where David was treated for 10 days. Ironically, only one day earlier, the Germans unsuccessfully attempted to bomb the tunnels, but the prisoners, who knew that the war had ended, refused to go down to the tunnels. They got away with their insurrection only because the SS guards had been replaced by elderly ones.

The Americans interviewed all the freed prisoners. When David was asked where he wanted to relocate, the answer was a no-brainer: Palestine. The Americans laughed, "We can take you anywhere but there. The British won't agree."

And so David Leibowitz, 14½ years old and all alone, was put on a train by the Americans heading for the Jewish Center in Prague, hoping to find family, or at the very least, a familiar face. Miraculously, he was reunited with his only surviving family member, a cousin named Mendy.

David learned that if he wanted to get to Eretz Yisrael, his best chance would be with a Munich youth group called Dror. When he met them in 1946, there were around 200 refugee teens there.

They were sent to Palestine in dribs and drabs; David knew he would have to patiently wait his turn. In March 1947, he heard about a religious youth group in Frankfurt that was

going to Palestine via France. David Leibowitz made it to the French port of Sete, where he saw the sea for the very first time, and a huge beautiful ship. He was, as he tells it, "the happiest guy in the world."

The ship was the "President Warfield", built to comfortably carry about 400 passengers and a crew of 50 – but these were desperate times. When it left Sete, it carried more than 4,500 passengers.

The captain was Ike Aronowicz and the commander was Yossi Harel, both Hagana members who, with other volunteers, had stocked the ship with supplies to last for up to two weeks. There were also 17 American navy volunteers, all of whom were Jewish and were ready to get the ship to Palestine, along with a volunteer medical staff and a photographer.

The crew made a deal with a French navigator: two million francs to maneuver the ship into open waters. He was paid one million the night before and was to get the rest the following night, but the Frenchman never returned. It was then up to the captain to steer the ship out of port, and after several failed attempts, finally made it. However, from the beginning, the British were on their tail; British warships accompanied them every inch of the way.

On the steamer, the passengers and crew communicated to each other in Yiddish since this was the common language of everyone on board. The passengers slept and ate on wooden cots located on three decks and could hardly move from there. They were crammed together like sardines, but nobody cared. These were the lucky ones, the survivors. They were free and realizing the unimaginable: going to Eretz Yisrael.

Everyone on board knew that it was a matter of time before the British would attack and they prepared as best they could, having gone through

readiness training. They sealed the decks with barbed wire to prevent anyone from getting on board; their weapons were potatoes and empty tin cans. Some people had sharp knives with which to cut any ropes or cables that might be tied to the ship to pull it in. They had rags soaked in water to cover their eyes in case tear gas was fired at them. They were ready for anything.

On the fourth day of their journey, the Hagana crew got an order from headquarters to change the name of the ship to Exodus 1947. To commemorate this event, two giant blue-and-white flags were unfurled and flown proudly from the ships' masts along with a large sign: Exodus 1947.

Knowing the British would try to prevent them from docking, they devised a plan: the ship would get as close to the shore as possible so that the refugees could jump into the water and, equipped with life belts, swim to where volunteers were waiting for them. But it was not to be: in the middle of the night, 80 kilometers from the dark coast, two British destroyers attacked the Exodus on both sides, firing at the upper deck. Thirty British soldiers who had managed to board the ship were quickly taken prisoner and moved to the bottom hold. The British ceased fire, but after a short time resumed their attack, this time aiming at the ship's lower decks. British soldiers were held at bay, but several gas bombs were hurled onto the ship and many were hurt. At 4 a.m., the third wave came and this time live fire was used. There was fear that the Exodus would sink, and now there were fatalities: three dead and 200 wounded. An order was given to hold fire. The Exodus changed course towards Haifa.

Before reaching port, Captain Ike Aronowicz took off his cap and gave it to a young boy saying, "Now you're the captain," and with that, he disappeared

stormy sail

into a hiding place below from where he could safely escape. The passengers never saw him again, although he lived until 2009.

Friday night, upon limping its way into Haifa's port, the refugees, all on deck, were greeted with Shabbat candles flickering in every window of every house in every direction they looked. "We stood there and stared, and suddenly, as one, broke into 'Hatikva,'" said David, his voice choking with emotion.

The seriously wounded and the bodies of those who had died remained in Haifa. The rest were immediately divided among three British prison ships, 1,500 passengers on each. David was on the "Empire Rival". The British told them they would be going to Cyprus to wait their turn to be taken to Palestine, but it was a ruse: they were going back to France.

When they arrived at Port de Bouc, French fisherman yelled at them not to disembark, reinforcing the refugees, who had

no intention of doing so. Hunkering down for what might be a long stay, schools were set up on board and there was a daily handwritten newspaper, "BaDerech" ("On the Way") for all on board to read.

On the way to France, the British supplied them with leftover war rations which, according to David, were "terrible." In France they got fresh, healthy food from the Jewish Agency and other volunteer groups.

France refused to remove the refugees by force. The British decided to send the ships to Gibraltar, and from there to Hamburg.

Between the ports of Gibraltar and Hamburg, the refugees on the "Empire Rival" made a hole in the belly of the ship to hide the bombs they were making. To drown out the noise of the machinery, the passengers screamed, sang and whistled.

When they arrived in Hamburg, the "Empire Rival" passengers ran off the ship, knowing the bombs could explode at any minute. The suspicious British searched the ship and

found the bombs. They were furious and humiliated.

They called for an immediate press conference to display the bombs, thus "proving" what despicable people these Jews were. Minutes after the end of the meeting and after everyone had left the area, the bombs exploded.

Meanwhile, the refugees had been put on passenger trains guarded by British soldiers.

They arrived in a British refugee camp in the area of Hamburg. For David, being in Germany again was sickening, but hearing about the decision to grant statehood to Israel gave David and all the others the strength, will and determination to go on.

The Hagana crew that had stayed with the passengers announced that the fledgling country needed fighters to help wage the impending War of Independence. Having to lie about his age, David enlisted in the Hagana, the precursor of the IDF. The Jewish Agency issued fake passports which would be used to enter Israel.

David was now a resident of Tel Aviv and lived at 7 Geula Street. He was given explanations about Tel Aviv and life there so that he would sound believable if questioned.

David Leibowitz arrived in Israel in April 29, 1948, and immediately enlisted in the Golan Brigade, (where he would serve until 1979, fighting in every war up to and including the 1982 Lebanese War, and was a Lt. Colonel upon his retirement). Almost immediately, he was called to fight in the War of Independence.

After a month and a half of fighting, a ceasefire was called and while the unit was in Kfar Tavor, David was surprised to receive a postcard during mail call. "Who could it be?" he wondered, and was even more surprised to read the message: Dear Hebrew Soldier, get a Hebrew name. Signed, David Ben-Gurion.

David Leibowitz became David Ariel. He married the woman of his dreams, Hepzi, in 1958 and a new and much happier journey began.

Der „Weltverband der Bukowiner Juden“ bietet folgende Bücher in hebräischer Sprache zum Verkauf an:

„Die Shoah an den Juden aus der Nordbukowina“, 616 S., gebunden, **150 NIS**



„Das Buch der Juden von Suceava (Shotz) - und die angrenzenden Gemeinden“, zwei Bände, insgesamt etwa 900 S., gebunden, **200 NIS**



„Gura Humora, eine Kleinstadt in der Südbukowina“, 400 S., Paperback, **120 NIS**



Alle drei Werke wurden von Yad Vashem unterstützt und gehören in die Bibliothek eines jeden, dessen Wurzeln in der Bukowina liegen.

Alle Bücher können beim Weltverband direkt telefonisch bestellt und per Check oder Kreditkarte (zuzüglich des Portos) bezahlt werden. Unser Büro steht Ihnen für Bestellungen und Anfragen von sonntags bis mittwochs zwischen 8.30 und 12.00 unter 03-5226619 oder 03-5270965 zur Verfügung.

Alfred Margul-Sperber

Die Geschichte des Negers

Kennen Sie die Geschichte des Negers von Manasteriska? Was, Sie kennen diese Geschichte nicht? Na, da muß ich schon sagen: Als Bürger müßten Sie eigentlich einen Stolz darein setzen, die historisch bedeutsamen Ereignisse dieses Landes gründlich zu kennen! Und die Geschichte des Negers von Manasteriska ist ganz gewiß historisch denkwürdig, ja sogar epochal: sozusagen ein Wendepunkt, ein Markstein in unserer Geschichte. Ich muß allerdings gestehen, zu meiner Beschämung, daß ich diese Geschichte selbst auch erst seit kurzer Zeit kenne. Ich habe sie unlängst von dem biedereren Schustermeister Matthias Schwetzki aus Manasteriska unter folgenden bemerkenswerten Umständen erfahren: Ich wartete eines Abends gegen 9 Uhr auf eine Elektrische. Das ist nun eine Geschichte für sich, und zwar eine sehr lange Geschichte, man könnte fast sagen ein Roman. Was kann da nicht alles passieren, wenn man gegen 9 Uhr abends auf die Elektrische wartet? Nicht auszudenken. Also ich wartete, dann wurde ich ungeduldig, später wartete ich wieder, wurde zum zweiten Mal ungeduldig und faßte mich schließlich in Geduld. Oder hätte jemand einen besseren Ausweg gewußt, der, wie ich, an der äußersten Peripherie der Stadt wohnt, bei diesem naßkalten Herbstwetter?

Während ich aber so wartete, bemerkte ich, daß neben mir ein zweiter Mann ebenfalls wartete. Ich weiß nicht, ob dieser quasi Gesinnungsgenosse auch die gleichen Phasen des Wartens durchmachte wie ich. Aber - mit einem Wort: eine Welle warmer, brüderlicher Sympathie, ein Fluidum der Seelenverwandtschaft schlug herzlich von ihm zu mir herüber. Dann versank ich wieder in Grübeln, als plötzlich eine freundliche Stimme an mein Ohr schlug.

„Na, die Elektrische will heute überhaupt nicht kommen!“

„Kann schon sein, aber es ist eher zu wetten, daß sie kommt, aber erst genau eine Minute nachdem wir, des Wartens müde, weggegangen sind. Das ist schon einmal die verfluchte Art der Elektrischen.“

Sie, mein Herr, daß ist etwas, worüber ich mir schon tausendmal den Kopf zerbrochen habe. Warum ich so groß gewachsen bin? Das scheint so eine Art natürlicher Veranlagung zu sein!“

„Waren Ihre Eltern auch groß?“ fragte der Unbekannte. Dann näherte er sich, zog den Hut

fuhr fort: „Wissen Sie, das kann man in der Natur beobachten. Also, es gibt verschiedene Tierreiche, bei den einen sind die Kinder so wie die Eltern, bei den anderen sind sie scheckig, no, wovon kommt das? Vom Verschauen. Zum Beispiel die Kaninchen...“ „Na, ich glaube, es kann auch davon kommen, daß die Kaninchenmutter in einem unbewachten Momente eine verbotene Sympathie für einen anderen Kaninchenherrn empfunden hat...“

„Gott behüte“, sagte Schwetzki „Das ist nur vom Verschauen. Übrigens: Das kommt auch oft im Leben vor. Haben Sie zum Beispiel die Geschichte vom Neger von Manasteriska gehört?“

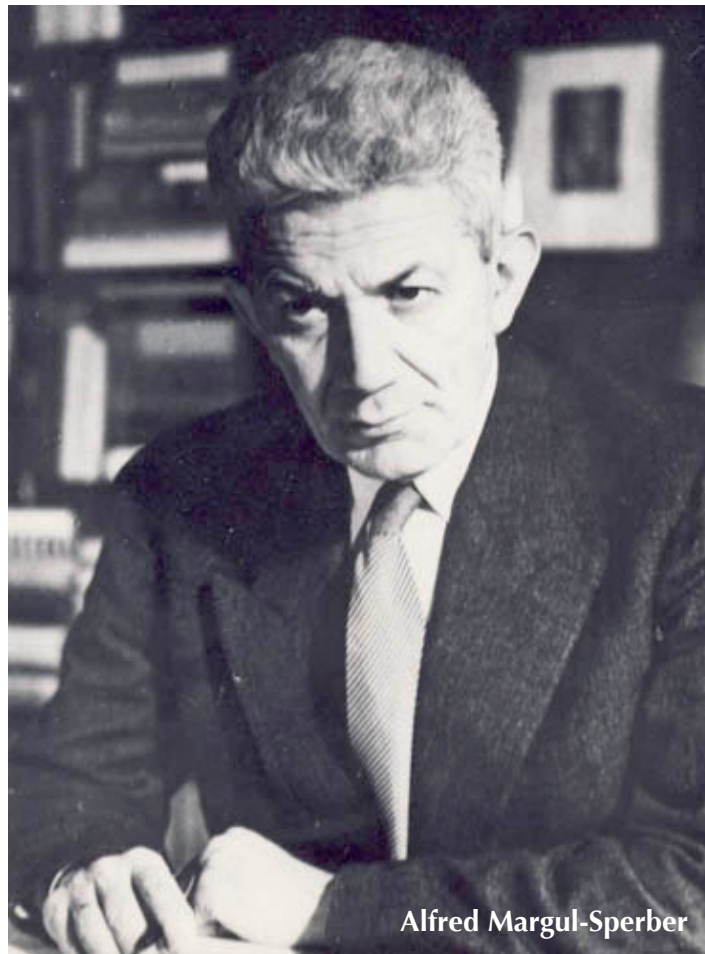
Ich verneinte diese Frage, und da begann Schwetzki zu erzählen, ich aber lauschte hingerissen der denkwürdigen Epopöe dieses Negers von Manasteriska...

Es war in den ersten Tagen des Frühlings - kurz nach der Schneeschmelze, wenn die Straßen der Vorstadt und die angrenzenden Wiesengelände ein einziges großes Kotmeer bilden, so daß, wie die böswillige Legende behauptet, der Verkehr nur mit Hilfe von Kähnen abgewickelt werden kann. Das ist natürlich stark übertrieben; wahr ist vielmehr, daß die Leute einfach hinüberschwimmen.

Im Gast- und Einkehrhause des Jerichem Blitzkopf hatte sich eine Anzahl von Stammgästen zur gewohnten Nachmittags-siesta eingefunden. Die Stimmung bot ein Bild des tiefsten Friedens, als plötzlich die Tür von der Straße her aufgerissen wurde und atemlos ein Mann hereinstürzte mit dem Schreckensrufe: „Er geht schon wieder.“

Die Gäste, erschreckt von ihren Sitzen auffahrend, fragten mit verstörten Gesichtern: „Wer?“ „Der Schwarze!!!“

Alles stürzte auf die Straße, und dort bot sich in der Tat ein



Alfred Margul-Sperber

„Stimmt!“ Mein Gegenüber verstummte. Eine Pause des Schweigens legte sich zwischen ihn und mich. Plötzlich hörte ich wieder eine Stimme „Verzeihen Sie, mein Herr“, sagte er, „darf ich Sie fragen: Wie kommt es, daß Sie so groß gewachsen sind?“

Das ist nun eine Frage, die ich mindestens zwanzigmal am Tag höre. Und ebenso viele Male ernsthaft und aufrichtig beantworte. Ein anderer an meiner Stelle würde sie längst nicht mehr originell finden, aber ich versetze mich stets in die Lage derjenigen, die die Frage stellen: Für sie ist es immerhin ein Problem. Ich antworte also ernsthaft. „Sehen

und stellte sich vor: „Erlauben Sie, Mathias Schwetzki, bürgerlicher Schuhmachermeister aus Manasteriska Nummer 1763, Reparaturen werden zu billigen Preisen in kürzester Zeit ausgeführt. Auch Galoschen werden repariert.“

„Freut mich sehr, erwiderte ich. „Also, wie gesagt, meine Eltern waren nicht so groß wie ich. Das scheint vielmehr eine natürliche Veranlagung zu sein. Eine Art Begabung, ein Talent, das ich besitze.“

„Schaun Sie, Schaun Sie“, sagte Schwetzki, indem er nachdenklich das Haupt schüttelte. „Vielleicht hat sich Ihre gnädige Frau Mutter verschaut.“ Ich lachte, Schwetzki aber

von Manasteriska

Bild, das man nicht täglich auf einer Straße in Manasteriska bewundern konnte. Gefolgt von einer riesigen johlenden Schar von halbwüchsigen Burschen, die jedesmal, wenn er sich umwandte, wie von panischem Schrecken erfaßt, die Flucht ergriffen, wandelte ein Neger majestätisch die Straße daher. Man bedenke: Ein Neger in Manasteriska! Das ist doch keine einfache Sache! Schon ein Pferd, das auf der Straße umfällt, oder ein losgegangener Hydrant kann die ganze Vorstadt in Aufruhr bringen. Und nun erst ein pechschwarzer Neger! Es ist nicht auszudenken!

Eine Auswahl von ehrsamem Bürgern, welche Zeugen dieses denkwürdigen Vorfalls waren, gaben bei dieser Gelegenheit Erklärungen in Form von Aphorismen ab, die hier nicht unerwähnt gelassen werden dürfen. „Gott soll mich nicht strafen“, sagte Michail Holetzki, Anstreichermeister, „sowas habe ich noch nie erlebt. Er ist noch schwärzer als ein Kaminfeger!“ Ihm erwiderte der Maurer Eduard Manz: „Bei Gott, wie ich habe ihn zum ersten Mal gesehen, ist mir schwarz geworden vor die Augen!“ „Man muß sich sehr hüten“, sagte ein dritter. „Ich habe gehört, die Schwarzen fressen auch Menschen – muß man sehr aufpassen auf die kleinen Kinder!“ „Das ist nur wie eine Strafe Gottes“, nahm Michail Holetzki wieder das Wort. „Ich möchte mich fürchten, ihn in der Nacht zu treffen auf der Gasse!“ „Du Narr, in der Nacht sieht man ihn ja überhaupt nicht!“ erwiderte ein anderer. „Da sind sicher wieder die Juden daran schuld“, sagte einer, in dem er seine Stirn in geheimnisvolle Falten zog.

Um die gleiche Zeit wurde in der Schenke, welche Herr Jerichem Blitzkopf nicht hatte allein lassen wollen, zwischen diesem und dem soeben eingetretenen Hausie-

rer Schapse Kilemnik das folgende Gespräch geführt: „Sie wissen, was ich Ihnen sagen werde“, sagte Schapse, „ich bin gestern vorübergegangen bei seinem Haus und habe hereingeschaut in das Fenster – und was meinen Sie? Ich habe ihn gesehen beten und sich schaukeln! Er muß ein Jude sein!“ „Reden Sie keine Narrischkeiten! Haben Sie schon gehört, a Neger soll a Jud sein? Er hat wahrscheinlich gemacht Turnübungen.“

Lieber Leser, es würde zu weit führen, wenn ich Dir haarklein erzählen wollte, was sich noch alles in Manasteriska ereignete, als Joe Fox, der Saxophonspieler in einer Jazz-Kapelle, in Manasteriska seinen Einzug hielt, wo er sich in einem halbverfallenen Hause ein Zimmer gemietet hatte! Er spielte während der Nacht in seiner Kapelle, kam dann in aller Gottesfrühe nach Hause, schlief bis zum Nachmittag und setzte sich vorabends auf die kleine Holzveranda, die an sein Zimmer angeschlossen war, wo er seinem Saxophon die erschütterndsten Weisen entlockte. Anfangs wichen ihm die Leute aus wie einem Gespenst, und es wurden ihm Steine nachgeworfen. Später gewöhnte man sich an ihn, und mit der Zeit gewann er sogar in Manasteriska manche Sympathien. Besonders die jungen Mädchen verlegten den Abendkorsos mit Vorliebe in der Gegend seiner Behausung, und auch so manche Hausfrau hatte allabendlich ihre Einkäufe in dieser Gegend zu besorgen. Kein Wunder, der Neger verstand es ausgezeichnet, sich mit seinem Saxophon in die Herzen zu spielen.

Wie ist es nun möglich, werden die Leser mit Recht fragen, daß sich ein fremder Musikant, und noch dazu ein Neger, ausgerechnet in Manasteriska einquartiert? Sehen Sie, daß ist ein Problem, über das ich mir auch vergeblich den Kopf zerbrochen habe. Aber

es war nun einmal so.

Der Sommer kam ins Land, mit seinen großen Staubwolken in der Vorstadt, der Herbst kam mit seinen Regengüssen, und die Staubmeere verwandelten sich in Kotmeere; schon sandte der Winter seine Vorposten, und die Brennholzhändler betätigten sich eifrig als Boxamateure, nämlich als Champions im Leichtgewicht – und immer noch wohnte der Neger Joe Fox in Manasteriska. Eines Tages aber verbreitete sich wie das bekannte Lauffeuer in der Vorstadt ein ungeheuerliches Gerücht: Eine Frau hatte eines Knaben genesen, der – man konnte nicht sagen, daß er ein Neger war, aber man konnte ebensowenig leugnen, daß sein Teint ein wenig ins Schwärzliche spielte!

Revolution!!!!

Jetzt gingen der ganzen Vorstadt die Augen auf. Einer, der in einer deutschen Zeitung einen Artikel über die Negerbesatzung in den Rheinlanden gelesen hatte, warf das zündende Schlagwort in die Menge: „Die schwarze Schande!“ Die schwarze Schande war über Manasteriska hereingebrochen! Michail Holetzki führte kein anderes Wort im Munde. Jerichem Blitzkopf gebrauchte statt seines Leibwortes: „Ein schwarzer Traum auf Dir“, jetzt nur die Variante „A – die schwarze Schande soll über dich kommen!“ Es gärte in Manasteriska! Man beschloß, eine Protestversammlung abzuhalten. Man schickte Artikel an die Zeitungen, man wollte eine Deputation an den Bürgermeister senden, vorher aber gingen drei beherzte Bürger eines Nachmittags zu Joe Fox, um ihn zur Rede zu stellen. Sie klopfen an seine Tür. Als diese geöffnet wurde und die schwarze Gestalt im Türrahmen erschien, bekam es die Deputation mit der Angst zu tun und sprang, wie wenn ihr der leibhaftige Gott-sei-bei-uns auf den Fersen wäre, die

Treppen hinab und davon.

Schließlich verfiel man auf ein Mittel: Man erstattete die Anzeige an das Polizeikommissariat. An einem frostigen Novembertage wurde Joe Fox vor die Polizei geladen. Als er den Korridor passierte, hätten die dort wartenden Manasteriskaer Bürger ihn beinahe gelyncht, wenn sich nicht Wachorgane seiner angenommen hätten. Der Polizeikommissär hielt ihm die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vor. Joe Fox zog statt jeder Entgegnungen eine kleine Flasche aus der Tasche und sagte, in einem Deutsch, das merkwürdigerweise starke lokale Anklänge hatte: „Hier habe ich den besten Beweis für meine Unschuld.“ „Was ist da drin?“ fragte der Kommissär. „Benzin!“ sagte Joe....

Die erregte Spannung der draußen wartenden Manasteriskaer Bürger hatte ihren Höhepunkt erreicht, als sich plötzlich die Türe öffnete und der Kommissär auf der Schwelle erschien. Totenstille trat ein. Der Kommissär sagte: „Leute, Ihr habt Euch umsonst aufgeregt. Der Neger ist gar kein Neger, er hat sich nur schwarz angeschmiert, denn das gehört zu seinem Geschäft. Er heißt Jossl Fuchs und ist aus Dichtenitz!“

„Sehen Sie“, schloß Herr Matthias Schwetzki seine Erzählung, „das kommt alles vom Verschauen!“

Ich wollte etwas erwidern, aber ich kam nicht dazu. Denn just in diesem Augenblick erschien endlich die langersehnte Elektrische. Sie war natürlich so voll besetzt, daß die Leute zu ihren Eingängen heraushingen. Ich mußte froh sein, auf dem rückwärtigen Puffer einen wenn auch etwas unbequemen Sitz zu finden. So verlor ich Herr Matthias Schwetzki aus den Augen.

*

(aus „Europa erlesen Czernowitz“, herausgegeben von Peter Rychlo, Wieser-Verlag, Klagenfurt, 2004, 302 S.)

Die Zehn Gebote unterm Hammer

Die älteste erhaltene Steintafel mit dem Dekalog wurde jetzt in den USA versteigert.

Für 850.000 Dollar ging sie über den Ladentisch – die älteste vollständige Version der Zehn Gebote, in Stein gemeißelt. Obwohl sie als nationales Kulturgut Israels gilt, ist die Tafel jetzt bei einer für jedermann zugänglichen Auktion in den USA verkauft worden. Der Käufer möchte anonym bleiben. Allerdings ist mit dem Kauf auch die Verpflichtung verbunden, die Tafel permanent auszustellen.

„Nun ist es nicht so, daß sie vor den Augen der Öffentlichkeit versteckt wird“, beruhigte David Michaels, Leiter der Abteilung Münzen und Antiquitäten des Auktionshauses „Heritage Auctions“, im Anschluß an die Versteigerung. Denn Bedingung für den Verkauf sei gewesen, daß die Tafel in einem öffentlichen Museum präsentiert werden muß. Die israelische Antikenbehörde (IAA) hatte den Export des Artefaktes per Sondergenehmigung bereits im Jahr 2005 genehmigt. Einen Kommentar nach dem Verkauf in Beverly Hills gab sie nicht ab.

„Es ist bemerkenswert, da dies das einzige Stück dieser Art ist, das eine unumstrittene Herkunft hat, die immerhin sieben Jahrzehnte lang von namhaften Fachleuten untersucht wurde. Und trotzdem kann sie heute legal von einer dritten Person gekauft und außerhalb Israels ausgestellt werden“, merkt Michaels an. Die öffentliche Zurschaustellung sei die einzige Auflage der IAA gewesen.

Die rund 60 Zentimeter hohe und 52 Kilogramm schwere Marmorplatte stammt den wissenschaftlichen Erkenntnissen zufolge aus dem 2. bis 5. Jahrhundert n.d.Z. Es wird angenommen, daß sie den Eingang des Gebäudes einer samaritanischen Synagoge oder eines Privathauses zierte, das entweder zwischen 400 und 600 von den Römern oder im 11. Jahrhundert von den Kreuzrittern,

die durch das Heilige Land zogen, zerstört worden war.

Die Tafel ist mit den Zehn Geboten aus dem Buch Exodus der Tora beschriftet. Alle Worte sind in der samaritanischen Konsonantenschrift geschrieben, die auf einer Variante des Althebräischen beruht. Ein Gebot allerdings – „Du sollst den Namen des Herrn nicht missbrauchen“ – fehlt und ist stattdessen durch ein spezielles für die Samaritaner ersetzt. In diesem Gebot wird den Gläubigen aufgegeben, einen Tempel auf dem Berg Gerizim zu bauen.

Die Glaubensgemeinschaft der Samaritaner praktiziert eine alte Version des Judentums. Ihre rund 700 Anhänger leben noch heute auf dem für sie heiligen Berg in der Nähe der Stadt Nablus im Westjordanland und in der israelischen Stadt Cholon.

Vor 103 Jahren bereits, im Jahr 1913, war die Platte bei Ausgrabungsarbeiten vor dem Bau von Eisenbahntrassen in der Nähe der Stadt Javne entdeckt worden. In antiker Zeit lag hier ein berühmtes Zentrum des Judentums. Ein Anwohner dekorierte anschließend sein

Haus mit der Platte. Die Tafel wurde – mit den Buchstaben nach oben – in einen Ausgang eingebaut, der zu einem Garten führte. Dadurch sowie durch die jahrhundertlange Lagerung unter Erdreich und Geröll ist die Oberfläche stark abgenutzt; in der Mitte der Platte sind die Buchstaben nur noch unter Speziallicht zu entziffern.

Der Eigentümer verkaufte die Tafel drei Jahrzehnte später an den Tel Aviver Archäologen Isaac Kaplan, der die Tafel sofort als extrem seltenen „Samaritanischen Dekalog“ erkannte. Damit gehört sie zu den fünf bekannten Steininschriften, die in die Zeit zwischen 300 bis 600 n.d.Z. eingeordnet werden. Kaplan präsentierte sie seinem berühmten Kollegen Yitzhak Ben-Zvi, dem späteren Staatspräsidenten, und gemeinsam verfaßten die Archäologen einen wissenschaftlichen Aufsatz über die Herkunft des Artefaktes.

Viele Jahre später verkaufte Kaplan den bedeutenden Fund an den amerikanischen Rabbiner Saul Deutsch, der die Zehn Gebote in seinem „Living Thora Museum“ in New York aus-

stellte. Deutsch will jetzt mit dem Verkaufserlös der Tafel und weiterer 50 Artefakte aus seiner Ausstellung Erweiterungsarbeiten an dem Museum ausführen lassen. Das Mindestgebot war mit 300.000 Dollar angegeben.

Immer noch werden in Israel regelmäßig Altertümer im Erdreich entdeckt. Nicht selten sind spektakuläre Funde dabei, wie jüngst der eines 2500 bis 2800 Jahre alten Papyrus, dessen darauf verfaßte Zeilen die zentrale Rolle Jerusalems als wirtschaftliche Hauptstadt des Königreiches belegen sollen. Im September dieses Jahres fanden Archäologen bei Ausgrabungen eine 2000 Jahre alte Gewichtsstaffel (einen Stein zur Bestimmung des Gewichts) mit einer hebräischen Inschrift. Die Buchstaben belegen, daß das Gewicht der Familie eines Hohepriesters gehörte.

Nur einen Monat später präsentierten begeisterte Forscher in der Nähe des Sees Genezareth die Überreste einer Synagoge aus der Zeit Jesu. Vor wenigen Tagen schließlich war ein arabischer Ladenbesitzer in der Jerusalemer Altstadt völlig überrascht, als er unter seinem Geschäft einen alten Lagerraum, schätzungsweise aus dem 12. Jahrhundert, freischaufelte. Die Kammer steckt voller antiker Schätze.

Doch die in Stein gemeißelten *Zehn Gebote* sind etwas ganz Besonderes. Das meint auch der Auktionator: „Die Bedeutung der Tafel zeugt von den tiefen Wurzeln und der Macht der Gebote, die noch heute die Basis der drei Weltreligionen Judentum, Christentum und Islam darstellen“, so Michaels. Zwar sei die Oberfläche verschmutzt und verschlissen durch die Jahrhunderte, „doch wenn man mit einem behandschuhten Finger über die Zeichen fährt“, sagt er ehrfürchtig, „verleiht es vielen sicher ein erhebendes Gefühl, so ein Stück biblischer Geschichte zu berühren“. **S. Brandes**

Selma Meerbaum-Eisinger

Schlaflied für mich

Ich wiege und wiege und wiege mich ein
mit Träumen bei Tag und bei Nacht
und trinke den selben betäubenden Wein
wie der, der schläft, wenn er wacht.

Ich singe und singe und sing' mir ein Lied,
ein Lied von Hoffnung und Glück,
ich sing' es wie der, der geht und nicht sieht,
daß er nimmermehr gehn kann zurück.

Ich sage und sage und sag' mir die Mär,
die Mär vom Liebesgeflecht,

ich sag sie mir und glaub' doch nicht mehr
und weiß doch: das Ende ist schlecht.

Ich spiel ind spile mir die Melodei
der Tage, die nicht mehr sind,
und mache mich von der Wahrheit frei
und tue, als wäre ich blind.

Ich lache und lache und lache mich aus
ob dieses meines Spiels.
Und spinne doch Träume, so wirr und so kraus,
so bar eines jeden Ziels.

(Januar 1941)

Lokschen, Goulasch und Rotkohl



Immer wenn ich meine Cousine Netty, die in London wohnte, besuchte, bereitete sie mir mein Lieblingsgericht zu, das mich immer an Czernowitz erinnert: Hausgemachte Lokschen mit Goulasch und Rotkohl.

Nach dem vorzüglichen Essen, saßen wir stets zusammen, sprachen über Czernowitz, den Ringplatz und den Volksgarten und trauerten um unsere verlorene Kindheit.

Zutaten für die hausgemachten Lokschen:

3 Tassen Mehl
3 Eier
1/2 TL Salz

Zubereitung:

In einer große Schüssel zwei der drei Tassen Mehl geben und in der Mitte eine Kuhle bilden. Dorthinein die Eier und das Salz geben und mit den Händen für etwa 20 Minuten zu einem glatten, geschmeidigen Teig verkneten. Immer wieder etwas Mehl hinzufügen sobald benötigt.

Die Schüssel mit einem Tuch abdecken und für etwa 20-30 Minuten ruhen lassen.

Danach den Teig auf einer bemehlten Arbeitsplatte mit einem Nudelholz etwa 1/2 Zentimeter dick ausrollen und erneut für etwa 15 Minuten ruhen lassen.

Mit den Fingern den Teig dehnen und strecken bis er beinahe transparent ist. Jetzt den Teig übereinanderfalten und erneut mit dem Nudelholz ausrollen bis auf eine Dicke von weniger als einem 1/2 Zentimeter. Mit einem Messer den Teig zu Nudeln schneiden.

In einem großen Topf Salzwasser zum Kochen bringen und die Nudeln darin etwa 6-7 Minuten kochen lassen bis sie „als dente“ sind - heißt: sie sollten noch beißfest sein. Die Nudeln abschütten und in eine Schüssel geben.

Zutaten für Goulasch:

1 kg Rindergoulasch
3 EL Öl oder Gänsefett
1 gewürfelte Zwiebel
2 Knoblauchzehen

2 Lorbeerblätter
2 Tassen kochendes Wasser
roter süßer Paprika
frisch gemahlener schwarzer Pfeffer

Salz
Mehl

Zubereitung:

Das Fleisch mit etwas Mehl einstäuben. In einer großen Kasserole das Gänsefett oder das Öl erhitzen und das Fleisch von allen Seiten gut anbraten. Jetzt die gehackten Zwiebeln dazugeben, mit Paprika, Salz und Pfeffer würzen und den Knoblauch dazugeben. Mit einem Holzlöffel mehrmals kräftig umrühren.

Nun das kochende Wasser dazugeben und auf kleiner Flamme im geschlossenen Topf für etwa 40 Minuten köcheln lassen.

Gut abschmecken und eventuell mit etwas Salz, Pfeffer und Paprika abschmecken.

Zutaten für den hausgemachten Rotkohl:

1 kg Rotkohl
1 Zwiebel
3 saure Äpfel (Granny Smith)
3 EL Gänsefett oder Öl
1 Lorbeerblatt
6 Gewürznelken (in ein Gazetuch gebunden)

Salz
2 EL Essig (oder Apfelessig)
2 Tassen Wasser
Zucker

Zubereitung:

Den Kohl waschen und vierteln. Den Strunk entfernen und danach den Kohl schreddern. Die Zwiebel würfeln; die Äpfel schälen, die Kerngehäuse ausschneiden und ebenfalls würfeln.

In einem Topf das Gänsefett oder das Öl erhitzen und die Zwiebeln darin auslassen bis sie glasig sind, danach den Kohl, die gewürfelten Äpfel, das Lorbeerblatt, die Gewürznelken, Salz, Zucker, Essig/Apfelessig und Wasser dazugeben und köcheln lassen.

Den Topf mit einem Deckel gut abdecken und für etwa zwei Stunden köcheln lassen.

Dann mit Zucker, Essig und Salz abschmecken. Die in Gaze gewickelten Nelken herausnehmen.

Tip: Es lohnt sich, den Rotkohl einen Tag vor dem Essen zuzubereiten. Dann zieht der Geschmack noch besser durch! Jetzt wünsch ich Ihnen einen guten Appetit bei meinem Czernowitzer Lieblingsessen!

Arthur von Czernowitz

Impressum

Herausgeber: Weltverband der Bukowiner Juden, Arnon Str. 12, 63455 Tel Aviv, in Zusammenarbeit mit dem Dachverband der Organisationen für Holocaust-Überlebende (Merkas Halgunim).

Chefredakteurin: Bärbel Rabi
English Desk: Arthur Rindner
Redaktionsschluß der April-Ausgabe: 15. März 2017.

Die Redaktion weist ausdrücklich darauf hin, daß die Inhalte und Meinungen der veröffentlichten Artikel allein in der Verantwortung der jeweiligen Autoren liegen und nicht in der der Redaktion.

Das Büro des Weltverbandes der Bukowiner Juden ist montags und mittwochs zwischen 8 und 12 Uhr für den Publikumsverkehr geöffnet.

Geflügelte Worte

„Zuerst lebte ich in dieser Stadt - danach wechselten wir die Seiten: jetzt lebt sie um so länger in mir als ich in ihr. Von Zeit zu Zeit heftet sie sich an meinem Atem fest. Um nicht an ihr zu ersticken muß ich über sie schreiben. Wörter sind das einzige mir zur Verfügung stehende Material - gibt es etwas, das der Dauer näher kommt als Wörter?“

Igor Pomerantsev

(Czernowitzer Schriftsteller)

Verschwundene jemenitische Kinder

Aktenzeichen bleiben ungelöst

Die Regierung hat zum Ausklang des Jahres 2016 mehr als 200.000 Dokumente zur Veröffentlichung freigegeben, die die Fälle der jemenitischen Kinder betreffen, die zwischen 1948 und 1954 in israelischen Krankenhäusern verschwunden sein sollen.

In den ersten Jahren nach der Staatsgründung sollen angeblich Hunderte – manche sprechen sogar von über Tausend – Babys und Kleinkinder von Neueinwanderern aus dem Jemen verschwunden sein. Den Eltern wurde lediglich gesagt, sie seien im Krankenhaus verstorben. Die Leichen der Kinder wurden den Eltern nicht gezeigt und nur die we-

nigsten von ihnen erhielten eine Sterbeurkunde.

Viele der Betroffenen sind bis heute davon überzeugt, daß ihr Nachwuchs entführt und später an reiche aschkenasische Familien verkauft wurde. Vieles spricht für diese Annahme, denn der Großteil der verschwundenen Kinder war vor ihrem angeblichen „Ableben“ niemals krank gewesen. Insgesamt drei Untersuchungsausschüsse waren 1967, 1988 und 1995 zu dem Schluß gekommen, daß es keine Verschwörung gegeben habe, den Eltern ihre Kinder weggenommen zu haben.

In den 1033 dokumentierten Fällen seien 972 Babys und

Kleinkinder einfach im Krankenhaus gestorben, 56 seien anonym geblieben. Die sanitären Verhältnisse in den Krankenhäusern seien zu jener Zeit nicht die besten gewesen und so hätten sich die Kinder mit Infektionen angesteckt und seien verstorben. Die Gerüchte verstummten allerdings nie, daß dies nicht der Fall gewesen ist, sondern daß die Kinder ihren Eltern einfach weggenommen wurden. Die entsprechenden Dokumente, die eigentlich bis 2071 unter Verschluss bleiben sollten, können nun im Internet eingesehen werden.

efg

Am 27. Januar erinnern wir uns an den Holocaust - ein Schicksal

Als Kleinkind den Holocaust überlebt

An diesem Morgen im Hotel wirkt Eva Umlauf hellwach. Und das, obwohl sie am Abend zuvor eine Lesung in Rheinsberg gegeben hat und erst am späten Abend nach Berlin kam, wo sie ihre Co-Autorin besucht. Sie wirkt zart und zierlich, ist elegant gekleidet, hat sehr freundliche Augen und eine klangvolle Stimme.

Ein Auschwitz-Foto ist auf dem Einband ihres Buches abgebildet, das den Titel „Die Nummer auf deinem Unterarm ist blau wie deine Augen“ trägt. Dieser Satz stammt aus einem Gedicht, das für sie geschrieben wurde. „70 Jahre brauchte ich, bis mir klar wurde, daß ich mich meiner Vergangenheit stellen muß“, sagt sie heute. Auch wenn sie sich nicht richtig erinnert, würden die ersten Jahre ihres Lebens sie immer begleiten. Erst nach „heftigem inneren Kampf“ sagte sie zu, am 27. Januar 2011 in Auschwitz die Gedenkrede zu halten.

1942 wurde Eva Umlauf in Novaky, einem Arbeitslager für Juden, in der Slowakei geboren. Ihre Mutter Agnes war damals 19 Jahre alt. Jedes Jahr an Evas Geburtstag erzählte sie der Tochter, wie sie auf die Welt kam. Der damalige 19. Dezember sei so kalt gewesen, daß in der ungeheizten Kammer das Wasser im Eimer gefror. Ihre Geburt war für ihre Eltern ein Wunder, denn Novaky war eines von drei sogenannten Arbeitslagern, die der slowakische Staat 1941 eingerichtet hatte. „Du warst ein Zeichen des Lebens in einer Zeit der Verfolgung und des Todes“, sagte ihre Mutter immer.

In den Monaten zuvor hatte Agnes Hecht, Evas Mutter, Eltern und andere Angehörige verloren. Sie stammte aus einer wohlhabenden Familie. Eigentlich ist sie die Heldin von Eva Umlaufs Buch. Mit 72 Jahren starb die Mutter. Die Tochter vermißt sie täglich. Ihren Tod hat sie bis heute nicht verwunden. Agnes Hecht litt so stark an den Folgen der Nazizeit, daß ihr das Leben physisch und psychisch zur Qual wurde.

„Heute bereue ich es, daß wir über unsere Familiengeschichte so wenig gesprochen haben“, sagt Eva Umlauf nachdenklich. Daß die Spurensuche schmerzhaft werden würde, habe sie geahnt. „Auch, weil es Mut erfordert, den vielen Überleben-

denberichten noch einen weiteren hinzuzufügen.“ Noch dazu den einer Frau, die Auschwitz „nur“ als Kleinkind überlebte und deren Erinnerungen vorrangig im Unterbewußtsein existieren. Deren Leben immer von diesen Erfahrungen geprägt war, auch wenn sie die ausgelöschten Familienmitglieder nie kennenlernen konnte.

Als die Journalistin Stefanie Oswald von dem Buchprojekt hörte, war sie sofort angetan. „Ich fand es bemerkenswert, wie viel Vertrauen sie mir entgegenbrachte“, sagt Eva Umlaufs Co-Autorin. Oswald hat sich mit Eva Umlaufs Freunden, ihren drei Söhnen und Familienmitgliedern getroffen und sie interviewt; Eva Umlauf fuhr in die Städte ihrer Kindheit: Auschwitz, Novaky. Dort erinnert heute nur noch eine Gedenktafel an das Lager. Darüber hinaus suchten beide Frauen Archive und Gedenkstätten auf, um zu recherchieren, Unterlagen zu finden, sodaß sich das Puzzle zusammensetzen ließ. Mittlerweile landen auf Eva Umlaufs Schreibtisch täglich zahlreiche Briefe, deren Absender sich für die offenherzige Spurensuche bedanken. Denn sie läßt die Leser an all ihren Überlegungen, Erkenntnissen und Wegen teilhaben. „Auch mir hat die Aufarbeitung sehr geholfen – wie auch meinen Söhnen.“ Durch die Auseinandersetzung seien ihr mittlerer Sohn und sie sich wieder näher gekommen – als ihre zweite Ehe geschieden wurde, hatte er sich von ihr distanziert, jahrelang hatten sie keinen Kontakt. Auch er hatte sich auf die Suche nach der Familienvergangenheit begeben, auch er ist nach Auschwitz gefahren.

Im November 1944 wurde die dreiköpfige Familie Hecht nach Auschwitz deportiert. Der Vater wurde von Frau und Tochter getrennt. Sie sahen ihn zum letzten Mal. Eva und ihre Mutter, die damals zum zweiten Mal schwanger war, kamen nach Birkenau. Dort war die Tötungsmaschinerie der Gaskammern eingestellt worden, denn die Soldaten der Roten Armee rückten immer näher. Als ihr die fünfstellige Nummer in ihren kleinen Unterarm eintätowiert wurde, ist sie ohnmächtig geworden, so berichtete es später ihre Mutter. Wer eine Nummer eintätowiert bekam, durfte leben. Heute ist die Farbe der Tätowierung nicht mehr blau, sondern eher blaßblau. Auch ihre Augenfarbe

habe sich verändert, sagt Eva Umlauf: Sie ist heute eher grün. Die Zahl 26.959 ist mit ihrem Unterarm mitgewachsen. „Meine Nummer war für mich immer schon da, weshalb sie zu mir gehört wie jedes Muttermal, jede Falte und jede Narbe. Auch fühle ich mich durch sie mit meinen Schicksalsgenossen verbunden.“ An den Nummern lassen sich oft Familienzugehörigkeiten erkennen, denn ihre Neun am Ende der Zahl folgt auf die Acht ihrer Mutter. Weiter erzählte die Mutter ihr, daß sie in die Infektionsbaracke kam. Die damals knapp Zweijährige hatte Keuchhusten, eine Lungen- und eine Rippenfellentzündung. „Wir Kinder haben vor Schmerzen und Hunger geweint, während die Mütter vor den Fenstern auf und ab gingen“, sagt Eva Umlauf.

Und dann gab es noch Josef Mengele, den brutalen, für seine Menschenversuche berühmten Arzt. „Ich werde nie erfahren, ob er auch mit mir Experimente gemacht hat. Ich könnte es mir vorstellen, denn ich gerate immer in abgrundtiefe Verzweiflung, wenn ich ins Krankenhaus muß.“

Nach der Befreiung sagte ein Arzt ihrer Mutter, daß sie ihre Tochter vergessen solle, sie werde nicht überleben, denn sie war zu schwach, konnte weder stehen noch laufen. Doch er täuschte sich. Im April 1945 kam Evas kleine Schwester zur Welt, und im Frühsommer machten sie sich auf den Weg nach Hause. Ihre Mutter hatte einen Säugling im Arm, die kleine Eva an ihrer Hand und den 6jährigen verwaisten Tommy im Schlepptau: Auch er stammte aus ihrer Stadt. Eva Umlauf fand ihn Jahrzehnte später in den USA wieder. Als sie sich wiedertrafen, sprachen sie auch über Auschwitz. Doch obwohl er damals sechs Jahre alt war, sei bei ihm die Vergangenheit nicht abrufbar gewesen, sagt Eva Umlauf – bis auf die Panik vor Spritzen und quälende Alpträume.

Freuten sich die Leute anfangs über ihre Rückkehr – gehörten sie doch zu den wenigen Juden, die überlebt hatten –, galten sie ab den 50er-Jahren in dem antireligiösen kommunistischen Staat als eine Bedrohung für das System. In der Kleinstadt Trencin absolvierte sie ihr Abitur, später studierte sie in Brastislava Medizin. Oft war sie krank und ge-

schwächt – eine der Folgen ihrer ersten Kindheitsjahre.

Ein Sommerurlaub in Jugoslawien veränderte ihr Leben schlagartig: Sie verliebte sich in ihren späteren Mann, Jakob. Er hatte als polnischer Jude mehrere Lager überlebt und war nach München gegangen. „Heute erscheint es mir unglaublich, daß wir über unsere Herkunft kaum gesprochen haben“, sagt sie. Jakob kam sie regelmäßig in der Tschechoslowakei besuchen. Sie heirateten 1966, erst standesamtlich, dann verbotenerweise in der Wohnung eines Rabbiners. Damit die Feier nicht so auffiel, verließen die Gäste einzeln die Wohnung. Ein Jahr später konnte sie offiziell das Land verlassen und nahm auch die Fotoalben mit, die sie ihr ganzes Leben lang begleiten.

Jakobs Bruder, der während seiner Lagerhaft Schläge auf den Kopf bekommen hatte und dadurch eingeschränkt war, lebte bei ihnen. „Das war selbstverständlich“, sagt Eva Umlauf. Ihre Mutter und ihre Schwester kamen später mit ihren Ehemännern nach. In der Jüdischen Grundschule konnte ihre Mutter als Lehrerin arbeiten, litt allerdings an schweren Depressionen.

Genau wie sie wurde Eva früh Witwe. Ihr Mann starb an den Folgen eines Turnunfalls – gerade in das neue Haus eingezogen, stürzte er bei einer Übung an den Ringen auf den nackten Fliesenboden und zog sich eine Schädelfraktur zu. „Von einem Tag auf den anderen zerbrach mein Leben – da war mein erster Sohn gerade einmal drei Jahre alt“, sagt Eva Umlauf.

Mithilfe des Präsidenten der Israelitischen Kultusgemeinde bekam sie eine Stelle als Kinderärztin in einem Krankenhaus. So einen großen Einfluß habe die Gemeinde gehabt. „Die Arbeit rettete mich, denn in ihr fand ich Halt und Struktur.“ Später lernte sie ihren zweiten Mann kennen, mit dem sie zwei weitere Söhne bekam und von dem sie geschieden ist. 1976 eröffnete sie ihre Kinderarztpraxis, die sie vor ein paar Jahren verkaufte. Aber bis heute arbeitet Eva Umlauf als Psychotherapeutin.

Seit das Buch erschienen ist, wird sie immer wieder zu Lesungen eingeladen. Nach den Lesungen wollen die Zuhörer oft wissen, wie es sein könne, daß sie im Land der Täter lebt. Darüber hätten ihr erster Mann und sie nie gesprochen, erinnert sie sich verwundert.

Christine Schmitt